In freier Stunde

« Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" »

Nr. 228 Posen, den 4. Oktober 1929 3. Jahrg



(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Anitas Hände wurden eiskalt und steif wie Holz. In ihrem Kopf begannen sich zahllose spitze Pfeile einzubohren.

Schwarz und schaurig fiel die Nacht über sie her. Die herabgelassenen Rolläden versperrten dem Licht des Mondes und dem Blinkfeuer der Sterne jeglichen Eingang. Nur das weiße Totenlinnen leuchtete dann und wann auf. So oft nämlich ein gradliniger Lichtschimmer von dem Außengang her durch das Schlüsselloch sprang . . .

Gedämpft, nur dem aufmerksam lauschenden Ohr vernehmbar, hauchte aus dem Gesellschaftszimmer der ersten Etage die Melodie eines Charleston. Deutlich vernahm schließlich Anita den eintönigen, bei der Zergliederung sinnlosen Text:

Wir tanzen Charleston . . .

Und sie . . .?

Vor noch nicht voll vier Wochen hatte sie danach in Berlin mit dem spanischen Grafen getanzt.

Es mußte elf Uhr sein! — Die Gräfin schnarchte unerträglich. Die künstlichen Perlzähne drohten jeden Augenblick auf den leichten, noch letzter Mode hochgeschnittenen Stehkragen hinabzugleiten.

Anita beschloß an Kerst zu schreiben. Sein Brief war immer noch unbeantwortet. Aber dazu gehörte, daß es hell wurde und Papier und Tinte und vor allem — Mut. Auch war ein Brief ein langweiliges Mittel zur Verständigung. Vielleicht kam er später an als sie selbst. Plötzlich empfand sie, in dieser kalten Verlassenheit, so etwas wie Sehnsucht nach Kerst. Nein . . . nein . . . nicht nach ihm. Lediglich nach einem Arm, der sie umschloß, nach einem Mund, der sie warm küßte.

Es konnte also auch Jürgen von Kerst sein!

Sie wollte ihm telegraphieren. Möglichst ausführlich. Mochte es kosten, was es wolle. Aber auch das war jetzt unmöglich. Und wenn selbst ein Postamt geöffnet sein würde, sie hatte Angst, durch die Nacht zu gehen. Irgendwo könnte ein Kraftwagen lauern, der sie, wie damals, unter sich begrub, auf dem der Diener des Fürsten saß, um sich zu rächen. Oder der spanische Graf und seine Belladonna brachen hervor und lachten sie aus. Oder auch Kerst, der es neuerdings mit der Stiefschwester zu halten schien.

Sie konnte nur warten . . . warten . . .!

Eilige Schritte näherten sich der Tür und machten Halt. Stimmen wisperten. Es war nicht mehr zum Aushalten. Eine Hand mußte sich von außen auf den Drücker gelegt haben, denn die Tür gab nach und hüpfte plötzlich mit weichem, unhörbarem Sprung in das dunkle Zimmer hinein. Anita Krumbholz schrie gellend auf. Die Gräfin erwachte, brachte mit einem mechanischen Griff die Perlzähne wieder in Ordnung und schloß fest und streng den Mund. Mehrere Gestalten waren eingetreten. Anita schrie immer noch.

„Weshalb sitzt ihr denn im Dunklen?" fragte eine weibliche Stimme ohne Vorwurf. Sie war tief, metallen und aufrüttelnd. Ruth von Alvensbrink war endlich mit den Trägern und allem, was dazu gehörte, gekommen.

Im feierlichen, schwarzen Gehrock schlich der liebenswürdige Direktor des Hauses als Letzter herzu. Anita gab sich durchaus keine Mühe, ihn zu betrachten. Sie merkte vielmehr absichtslos, daß er seinen nun wieder etwas breiter und voller getragenen Schnurrbart heute mit noch größerer Sorgfalt, wie sonst, gefärbt hatte. Auch war er, im Gegensatz zu den sonst bevorzugten leuchtend blauen, mit einer schwarzen Krawatte geschmückt. Trotzdem erwies er sich als durchaus energisch und zielsicher.

„Sie werden es voll verstehen, mein gnädigstes Fräulein", sagte er in klagendem Ton zu Ruth von Alvensbrink, „daß dies sein muß. Nicht um meinethalben oder um des Personals willen, sondern aus Rücksicht auf die anderen Hotelgäste. Sie sind zwar alle mit dem Gedanken an die Möglichkeit eines schnellen oder nahen Todes hierher zur Kur gekommen. Wer es aber wagt, sie mit ihm in irgendwelche Berührung zu bringen, hat verspielt. Gestatten Sie deshalb gütigst . . ." und er machte einige tiefe Verbeugungen zur Leiche hinüber — eine besonders devote zu Ruth von Alvensbrink und eine zusammen, immer noch höflich aber schon eilig, für die beiden Damen auf dem Ruhesofa, ehe er hinausging . . .

Ruth hieß die vier steifen, feierlichen Männer gleichfalls für eine Viertelstunde verschwinden . . . Irgendwie machte sie sich alsdann mit der Toten zu schaffen. Mit wortlos grüßendem Blick verabschiedete sich die Gräfin. Anita wartete nun, wie allein.

Zehn Minuten mochten verstrichen sein. Da ertönte ihr Name.

„Willst du der Mutter nicht Lebewohl sagen, Anita?"

Sämtliche vorhandenen elektrischen Flammen spendeten dazu ihr rötliches Licht. In dem Schwarz des verhangenen Spiegels glühte ein heller Schein auf. Mit kleinen, zögernden Schritten trat die Gerufene näher. Stoßendes Schluchzen würgte sie. Ihre Lider flirrten. Ihr Kinn zitterte leicht. Der eingehaltene Atem wollte endlich heraus und drohte die Brust zu sprengen. Aber dies alles war nicht um die Tote.

Die bebende Kinderfurcht, die klaren Augen der Stiefschwester möchten sie zu einem Berühren des wächsernen, fremdgewordenen Körpers zwingen . . . die Vorstellung, auch sie müsse eines Tages auf dieselbe ihr unerklärliche Weise zum Stillstand gebracht — von dannen gejagt — werden, löste ihr allmählich eine Flut von Tränen aus.

Ruth von Alvensbrink weinte nicht. Sie war erschreckend blaß, aber vollkommen gefaßt. Alles, was die letzten Jahre durch die Verschiedenheit der Anlagen und damit auch der Ansichten, zwischen der Mutter und ihr aufgetürmt, hatte die Erhabenheit des Todes hinweggeräumt. Das Erdgebundene, das Kind und Gebärerin — über Empfängnis, Geburt und Kindheit hinaus — aneinander kettet, rang sich hier frei und ward zum seelischen Erlebnis, das unsterblich blieb . . . Ganz anders bei Anita.

Sie machte, ohne es zu wollen, die tote Mutter für alle Enttäuschungen verantwortlich, die sie jetzt dauernd erlebte — erhob dumpfen, unklaren Vorwurf, weil sie ihr einst das Leben gegeben . . .

Ruths Hände legten sich sanft auf die erstarrten. Es sah aus, als wüchsen die beiden leuchtend roten Rosen zwischen ihren Fingern hervor.

Sie kniete nieder. Anita hatte aufgehört zu weinen. Ihr Herzschlag hämmerte voll unsagbaren Grauens. Ihr Gehör war unheimlich geschärft .

„Vergib, Mutter," sagte Ruth von Alvensbrink leise und demütig, „wir haben uns zuweilen mißverstanden, aber ich habe dich immer sehr lieb gehabt."

Anita konnte sich nicht entschließen, gleichfalls niederzuknien.

Sie schrie plötzlich wieder schrill auf.

„Ich will auch sterben — sterben . . ."

„Nimm dich zusammen," befahl Ruth mit veränderter Stimme und erhob sich. Ging zur Tür und rief die feierlichen Männer herein.

Ueber Flure und Treppen, Böden und Gänge reiste nun das, was von Adelheid Krumbholz übriggeblieben war. Und weiter durch den hinteren Ausgang in die Leichenhalle, um am nächsten Vormittag — von ihren beiden Töchtern begleitet, nach Berlin übergeführt zu werden.

Ruth war an diesem Tage bereits um fünf Uhr aufgestanden. Anita hatte von ihr ein Schlafmittel bekommen, sank gegen Morgen in einen bleiernen Schlaf und hatte erst gegen neun die Kraft, sich aufzurappeln. Das eilig beschaffte Trauerkleid paßte schlecht. Erst jetzt trat hervor, welchen riesigen Anteil die ausgezeichnete Modistin an dem vorteilhaften Aussehen gehabt. An diesem strahlenden Sommermorgen wirkte sie verkümmert und dürftig. — Als die Gräfin Lüderitz kam, um sich von allem zu unterrichten, erschrak sie bei Anitas Anblick. Das ungepuderte Gesicht mit den dunklen Ringen unter den heute unheimlich leblos erscheinenden Augen, wirkte nicht nur grau und welk . . . es erinnerte an einen verwischten, abgebrauchten Puppenkopf, der keinerlei Freude zum Spiel mehr erregte.

Das mangelnde Rot zeigte den blassen, aufgeworfenen Mund, wie er tatsächlich war. „Willst du etwa so reisen?", entfuhr es der Gräfin. Gleich darauf erkannte sie das Ungehörige ihrer Frage, das verhalten zu dem doch früher scharf von ihr verurteilten künstlichen Aufputz herausforderte. Sie erschrak ein wenig und begann verlegen zu hüsteln.

„Ruth hat meinen Toilettenkasten eingepackt, ich bin ratlos," erwiderte Anita außer sich.

„Du wirst natürlich einen sehr dichten Schleier tragen, Anitachen," tröstete die Gräfin.

Anita Krumbholz fühlte, daß ihr irgendeine unheimliche Neuigkeit bevorstehe. Die kleinen, schnellen Augen der Gräfin Lüderitz konnten noch weniger ein Geheimnis wahren, als ihr Mund.

„Was ist geschehen," fragte sie nervös, „sag's schon heraus."

Die Gräfin war über die Art der Mitteilung in Verlegenheit.

Aber diese Neuigkeit belastete sie allzu sehr.

„Die Schiebefrau, welche die gelähmte Rätin in unserer Pension zum Brunnen fährt, hat's mitgebracht. Sie hilft dem Hauswart in dem vom Fürsten gemieteten Haus."

„Was denn, was ist schon wieder?"

„Der Diener des Fürsten hat sich gestern abend erhängt. Der Fürst soll außer sich sein. Er war aus gutem Hause, sein Vater fiel im Kriege. Er selbst ging freiwillig als Lungenkranker mit, wollte eigentlich Geschichte studieren, mußte sich dann aber mit dem untergeordneten Posten begnügen." Anita Krumbholz war erdfahl geworden, obschon eine ungeheure Last von ihr abfiel.

„Wer tot ist, kann weder verraten noch rächen," dachte sie mit einem Seufzer der Erlösung.

„Woher will die Schiebefrau dies alles wissen," fragte sie gleich darauf und fürchtete fast, daß es nur müßiger Klatsch sein könnte.

„Der Fürst hat dies selbst im ersten Schrecken zu dem Hauswart, der die Leiche auffand, gesagt. Durchaus verständlich. Er habe ihn bisher als einen prachtvoll zuverlässigen Menschen geschätzt, dem er unbedingt vertraute. Es wäre um eine üble Weibergeschichte gekommen . . ."

„Und . . . das . . . Weib? Wußte die Schiebefrau nicht ihren Namen?"

„Nein, bestimmt ein gewissenloses Kammerkätzchen, das hier während der Kur der Herrin zuviel freie Zeit hatte."

„Sicher, sogar totsicher," bestätigte Anita, langsam kehrte in ihr fahles Gesicht die Farbe des Lebens zurück.

Man ahnte also nicht, daß sie es gewesen. Und würde auch in Zukunft nichts davon aufdecken. Wenn nur die Gräfin Lüderitz mit ihnen zusammen nach Berlin zurückkehren möchte."

„Mir ist — nur zu dir gesagt — die ganze Geschichte mit dem Fürsten etwas peinlich," tuschelte sie jetzt Anita zu. „Ich hatte vorgestern nämlich Gelegenheit, mit ihm im Lesesaal zu sprechen. Auch von dir. Ich lobte dich, ganz gegen meine sonstigen Gepflogenheiten. Unangenehm, wenn ich ihn nun wiedersehe. Am liebsten begleitete ich euch. Denn zur Beisetzung käme ich doch nach Berlin."

„Ich habe nicht gewagt, dich darum zu bitten, Tante Gräfin. Jetzt tu ich's. Komm mit uns, bitte, bitte." Es klang ehrlich.

„Du hast es dir also wirklich gewünscht," fragte die Gräfin gerührt.

„Glühend sogar." Was kam es auf eine Lüge mehr oder weniger an?

„Wende nicht noch ein, daß du zuvor deiner alten Louise telegraphieren müßtest. Du bleibst einstweilen bei uns. Vertrittst die Mutter."

Das würde ihrer Gesundheit und ihrem Geldbeutel nicht unangenehm sein.

„Du mußt doch aber einen besonderen Grund haben, Kindchen," wehrte sie sich der Form halber.

„Den habe ich auch, Tantchen. Aber ich schäme mich vor Ruth, ihn einzugestehen. Ich graue mich sogar vor unserm großen Haus in Berlin. Du weißt, meine Zimmer liegen abseits. Ruth wohnt im Obergeschoß, um bei ihrem zeitigen Fortgehen nicht zu stören. Papas Räume liegen im linken Seitenflügel. Bis dahin war wenigstens Muschis Ankleidezimmer für mich in erreichbarer Nähe. Lach' mich nicht aus . . . Hilf mir lieber."

„Aber . . . wird es Ruth denn auch angenehm sein und vor allen Dingen . . . deinem Vater."

„Sie werden sich bestimmt freuen, wenn du in der ersten Zeit alles dirigierst. — Ruth wird doch nicht plötzlich von ihrem Beruf abirren und hauswirtschaftliche Talente zeigen wollen. Nein . . . nein. Ruth ist diese Lösung der allerersten, unbehaglichen Zeit genau so willkommen wie Papa, der Geräuschlosigkeit in der häuslichen Ordnung geradezu verlangt."

Ruth von Alvensbrink hatte wirklich nicht das Geringste gegen die Begleitung der Gräfin Lüderitz einzuwenden. Anitas sprunghaftes Wesen beunruhigte sie ohnedies. Vor der Gräfin würde sie sich weniger gehen lassen. Und dann war es auch gut um Kersts willen . . . wenn in dieser Zeit jemand zugegen war, damit er sich erst wieder an Anita gewöhne. Denn sie hatte, ohne daß ein Wort darüber verlautet wäre, deutlich sein verhaltenes Grauen vor Anitas Heimkehr gefühlt.

Als Ruth von Alvensbrink dies feststellte, legte sie beide Hände fest aufs Herz und dachte, von der eigenen Unsicherheit erneut gequält: „Was soll nur daraus werden?"

12.

Seitdem Ruth von Alvensbrinks Telegramme aus Wiesbaden eingetroffen waren, zeigte Jürgen von Kerst eine Ruhe, die, mit Rücksicht auf diesen unerwartet eingetretenen Tod, schließlich auch P. A. Krumbholz auffallen müßte, obschon der in der letzten Zeit auffallend Gealterte sich durch diese Kurve, welche sein Leben damit nahm, aus der alten Bahn geschleudert fühlte.

Bisher hatte der Kaufherr auch nicht einen Tag vergessen können, daß er der Schuldner seiner Frau bleibe — mochten immerhin deren eigene, sowie die Ansprüche ihrer gemeinsamen Tochter Anita an sein Kreditkonto noch so hohe, ja bisweilen ungeheuerliche, gewesen sein.

Zur Zeit der Eingehung seiner Ehe mit Frau Adelheid hatte noch deren Mutter gelebt. Diese — eine geborene Gräfin Kritzig — machte aus ihrem Entsetzen über den Mißgriff ihrer immer noch schönen Tochter kein Hehl . . . wobei sie ehrlich genug war, zu betonen, daß sie lediglich der Mitgenuß seines schon damals recht erheblichen Vermögens einigermaßen versöhnlich stimmen könne.

Daß sie P. A. Krumbholz endlich bei ihrem einmal in der Woche stattfindenden Jours duldete und ihn damit als zu ihrer Familie gehörig präsentierte, hatte ihn schweres Geld gekostet, für das er jedoch niemals ein Wort des Dankes, geschweige denn eine Tat der Dankbarkeit genoß. Die sich ferner daran als eine Selbstverständlichkeit knüpfende Sanierung ihres einzigen, durch Spiel und Trunk in jeder Beziehung heruntergekommenen Bruders hob sogar seine Bilanz für kurze Zeit aus dem Sattel. Glücklicherweise erlag der Sanierte einem Herzleiden, noch ehe er weiteres Unheil in P. A. Krumbholz' Finanzen anrichten hätte können. — Krumbholz aber hatte trotzdem noch erhebliche Zeit weiter zu sanieren. Frau Adelheid, die an das kleine, vom Vormundschaftsgericht für ihre Tochter Ruth gesicherte väterliche Erbteil nicht herankam, wollte natürlich vor Ablegung ihres alten, feudalen Namens mit sämtlichen Schulden aufräumen. Was sie an Möbeln und Kleidung besaß, war zudem in hohem Maße ersatzbedürftig. So bezifferte sich schließlich die Summe, durch die sich P. A. Krumbholz Eingang und Sitz in Frau Adelheids freilich sehr gute Kreise erkaufte, ziemlich hoch.

Sein zähes Streben nach einem gewissen blendenden Relief außerhalb seiner Firma, war damit erfüllt — dem brennenden Ehrgeiz, sich selbst das tiefe wirtschaftliche Niveau seiner Geburt und das nicht minder tiefe, durch ihn ganz allein verschuldete, sittliche seiner Jugend, vergessen zu machen — Genüge getan. Nicht aber die übernommene Gegenleistung. Sich außerhalb des Hauses für die mannigfachen, bitteren Enttäuschungen in seiner Ehe zu entschädigen, kam ihm nicht in den Sinn. Galanten Abenteuern war er durchaus abgeneigt. Das frühere, ein Jahrzehnt währende Verhältnis mit dem einfachen, frischen Landkind — einer Kätnertochter — hatte sich aus gesunder und natürlicher Sinnlichkeit zusammengesetzt. Auch hier hatte er sich nach der Ehe entsprechend losgekauft, durch eine seither regelmäßig gezahlte Monatsrente, der die Beschaffung einer kleinen Wohnung im Osten Berlins für die einstige Geliebte

vorausging. Daß er das Mädchen zur Uebersiedelung nach Berlin bestimmte, hatte seinen guten Grund. Krumbholz erwog, ob er nicht wenigstens, um voll arbeitsfähig zu bleiben — ehe er sich in die Kühle seiner Ehe eingewöhnt habe — eines Winkels mit einem treu ergebenen, primitiv empfindenden Wesen bedürfe.

Die Enttäuschung, die er auch hier erleben mußte, kam ihm sehr überraschend, ohne ihn freilich tief zu verletzen. Denn er hatte inzwischen mancherlei gelernt — auch, daß die Frauen, welchen Standes sie sein mochten, in den meisten Fällen von einem auskömmlichen Dasein nach ihren Neigungen befriedigt wurden.

Seitdem das naive Landmädchen die Macht des Geldes, das sie zuvor nie besessen, kennen gelernt, war sie in den Grenzen ihrer Wünsche dem Teufel der unersättlich bleibenden Gier verfallen. Ihre Unterhaltung, so oft der abgearbeitete, heimwehkranke Krumbholz sie aufsuchte, bestand in den jammernden Klagen über die unerhörte Teuerung der Großstadt. Nur durch die Hingabe einer Extrasumme vermochte er den Quell ihrer Rede versiegen zu lassen.

Dabei blieb das Mädchen für ihre Person völlig anspruchslos — schenkte niemals, so oft sie auch Gelegenheit dazu gehabt — einem andern Manne ihre Gunst, sondern fand volles Genüge in dem Anhäufen des mühelos Verdienten. Für ihren Unterhalt verdiente sie als Waschfrau genügend . . . Die kleine Wohnung roch stets nach Seife. Der Durchgang durch die beiden hellen Stübchen und die Küche war durch die mit nasser Wäsche behängten, kreuzartig gezogenen Leinen, nahezu unmöglich.

So war P. A. Krumbholz auch in diesem Falle nichts anderes, als ein ehrlich und pünktlich abzahlender Schuldner, der das Geld einzig als Machtmittel einschätzte. (Forts. folgt)

Der Austausch.

Von Julius Knopf.

Mit der entfesselten Wildheit eines Tobsüchtigen rannte Heinz Erich Walter in seiner Mansarde umher. Er durchlief die schmale Stube erst der Länge nach, dann nahm er im Sturm die Breitseite und stieß dabei mit dem ungepflegten Lockenkopf gegen die Wand. Aber er fühlte es nicht, denn zum ersten war sein edles Haupt massiv wie der Schädel eines Nilpferdes, und zum zweiten war der Schmerz nicht heftig genug, um mit einem weitaus größeren konkurrieren zu können. Denn Heinz Erich Walter litt an dem fatalsten, gräßlichsten Schmerz, der den kultivierten Mitteleuropäer heimsuchen kann — ihn plagte das Zahnweh.

Heinz Erich Walter hätte die Wände hinaufklettern mögen, wenn das nicht zu schwierig gewesen wäre. So blieb ihm denn nichts anderes übrig, um seine Schmerzen ausrasen zu lassen, als im Zimmer umherzusausen, immer gleichmäßig, sechsmal der Länge, einmal der Breite nach.

Bei diesem Zustand physischen Ueberschmerzes würde jeder Normalmensch anstatt durchs Zimmer zum Zahnarzt gelaufen sein. Auch Heinz Erich Walter war ein Normalmensch und trat trotzdem nicht den erlösenden Gang zur Bohrmaschine an, nicht aus gemeiner Angst, wie andere zeitgenössische Feiglinge, die der Weg zum Zahnarzt gleichbedeutend mit dem Weg zum Schafott dünkt. Der Zahnarzt war ihm unerreichbar aus pekuniärem Unvermögen. Sein Portemonnaie war leer wie die Erde vor der Schöpfung.

Heinz Erich Walter war ein junger, unbekannter Dichter, und als solcher hatte er natürlich kein Geld.

Er erteilte mathematische, griechische und lateinische Unterrichtsstunden und schlug sich notdürftig durch. Seine dichterischen Erzeugnisse verglich er verzweifelt mit den Brieftauben: stets kamen sie an den Ort zurück, von dem sie losgelassen waren.

Noch immer lief Heinz Erich Walter ruhelos umher.

Die Schmerzen steigerten sich grausam; wenn das so fortging, trieben sie ihn ins Delirium. Und dann, so kalkulierte er, würde er doch noch die Wände hinaufklettern, dabei abstürzen und sich entweder das Genick oder die Beine brechen. Das letztere würde natürlich das Fatalere sein.

Plötzlich fielen seine unsteten Blicke auf ein dickes Bündel. Sein letzter Roman, für den sich trotz aller seiner Bemühungen noch kein Verleger hatte finden lassen. Auch heute wieder war das Manuskript mit dem üblichen bedauernden Begleitschreiben zurückgekommen. Der Roman — ein Gedanke blitzte auf. Dieser Roman mußte ihn von den Zahnschmerzen befreien, oder es gab keine Gerechtigkeit mehr auf Erden.

Er nahm das Manuskript unter den Arm, stülpte seinen Schlapphut auf, der eine interessant-undefinierbare dunkle Farbe zeigte. Einst war er hellgrau gewesen. Dann flog Heinz Erich Walter die Treppe hinunter.

Auf der Straße ging er langsamer, seine Blicke schweiften spähend umher. Vor einem großen Hause blieb er stehen. Ueber sein schmerzverzogenes, verquollenes Dichterantlitz huschte ein flüchtiges Lächeln der Befriedigung und der Hoffnung. Hier in diesem Hause wohnte der, den er suchte. Am Eingang ein großes weißes Schild: „Müller, Zahnarzt, Sprechstunde von 9—5 Uhr."

Entschlossen stieg Heinz Erich Walter die Treppe hinauf und klingelte bei dem ersehnten Zahnschmerzbefreier an. Herr Müller schien sich keiner großen Praxis zu erfreuen, denn der Dichter wurde sofort in das Allerheiligste geführt, in dem der Operationsstuhl und die elektrische Bohrmaschine unheilvoll dräuten.

Herr Müller begrüßte den willkommenen Patienten mit erlesener Höflichkeit, und Heinz Erich Walter — das dickbäuchige Manuskript festhaltend — ließ sich auf dem Marterstuhl nieder.

Der Arzt untersuchte und machte ein bedenkliches Gesicht. „Herr Walter," sagte er endlich, „Ihre Zähne sind total kariös, sie bedürfen einer eingehenden Reparatur. Zwei kranke Zähne, die Ihnen die Schmerzen bereiten, müssen gezogen und neun Zähne plombiert werden, dazu kommt bei zwei anderen eine schwierige Wurzelbehandlung. Machen Sie sich auf eine langwierige Behandlung gefaßt."

„Herr Doktor," wimmerte Heinz Erich Walter, sich in grimmen Schmerzen windend, „ich bin auf alles gefaßt. Ich wünschte, Sie wären es auch."

Der Zahnarzt stutzte. „Wie meinen Sie?"

„Die Sache ist nämlich die: Ich habe kein Geld und wollte Sie bitten, als Bezahlung an Stelle des schnöden Mammons diesen Roman zu nehmen."

Herr Müller sah seinen Patienten entsetzt an. Sollte er vor Schmerz den Verstand verloren haben? Aber ehe er diesen furchtbaren Gedanken weiter verfolgen konnte, hatte sich Heinz Erich Walter erhoben und ihm mit einer Verbeugung sein Manuskript überreicht. „Die Giftschlange, Roman in vier Bänden, ein Werk, das eine große Zukunft hat. Sie sehen, Herr Doktor, ich habe Vertrauen, zahle Ihnen das Honorar pränumerando. Doch nun befreien Sie mich auch schleunigst von meinen Schmerzen oder ich werde tobsüchtig."

„Aber —" meinte Herr Müller unschlüssig.

„Kein Aber!" warf Heinz Erich Walter ein, um mit dem Zungenschlag der Verzweiflung fortzufahren: „Sie finden das Honorar wahrscheinlich zu hoch — machen Sie sich darum keine Gewissensbisse. Bedenken Sie, die Zahnschmerzen würden mich zum Selbstmord treiben; ich würde mich also ins Jenseits befördern, und im Jenseits gibt es keine Abnehmer für Romane. Im übrigen, man predigt ja heutzutage Rückkehr zur Ursprünglichkeit. Nun wohl, der Ursprung des Handels war der Tauschhandel, kehren wir zu ihm zurück. Gegen meinen Roman tausche ich ein gesundes Gebiß ein."

Der Zahnarzt Müller überlegte. Was der verrückte Dichter da vorschlug — natürlich, es war einigermaßen ungewöhnlich. Immerhin, Patienten fanden sich nur spärlich ein — also Zeit genug hatte er, um den Mann zu behandeln. Und das Manuskript war so hübsch dick und schwer. Das eine war also sicher: es war ein gewichtiger Roman. Und „Die Giftschlange" — welch ein verlockender, sensationeller Titel.

„Nun wohl," entschied er sich endlich, „ich willige ein. Ich behandle Ihre Zähne, und Sie bezahlen mit Ihrem Roman."

So schlug Heinz Erich Walter zwei Fliegen mit einer Klappe: er wurde seine Zahnschmerzen los und seinen Roman dazu. Aber wenn der Zahnarzt Müller gedacht hatte, mit dem Roman ein gutes Geschäft zu machen, so sah er sich in dieser Hoffnung schmählich getäuscht. Den Zahn mußte er sich ziehen lassen . . .

Vortragsfolge des „Landwirtschaftsfunks" für Oktober 1929.

Im Landwirtschaftsfunk der Deutschen Welle, die über den Sender Königswusterhausen (Welle 1649) regelmäßig, und zwar am Montag und Donnerstag jeder Woche in der Zeit von 18.55 bis 19.20 Uhr belehrende Vorträge mit praktischen Anregungen für den Landwirt sendet, die in ganz Deutschland schon mit einfachen Apparaten gehört werden können, sind für den Monat Oktober folgende Vorträge vorgesehen: **3. Oktober:** Hofbesitzer Wachler, Molzen, Prov. Hannover: Frage und Antwort über die Ernte der Zucker- und Futterrüben. **7. Oktober:** Dr. G. Blohm, Halle: Arbeitsleistung und Maschinenanwendung in der nordamerikanischen Landwirtschaft. **10. Oktober:** Direktor Dr. Wilhelmi, Verein der Thomasmehlerzeuger, Berlin: Düngemittel-Lehrgang. 4. Vortrag: Thomasmehl. **14. Oktober:** Dr. Hille, Deutsche Superphosphat-Industrie, G. m. b. H., Berlin: Düngemittel-Lehrgang. 5. Vortrag: Superphosphat und andere Phosphatdünger. **17. Oktober:** Scheelhaase, Baudirektor, Breslau: Die verschiedenen Aufstellungsarten im Rindviehstall im Hinblick auf das Reichsmilchgesetz. **21. Oktober:** Professor Dr. Eckstein, Deutsches Kalisyndikat, Berlin: Düngemittel-Lehrgang. 6. Vortrag: Kali. **24. Oktober:** Dr. phil. A. Arland, Priv.-Dozent a. d. Universität Leipzig: Die Düngung der Gärten. **28. Oktober:** Dr. Ahlgrimm, Stickstoffsyndikat, Berlin: Düngemittel-Lehrgang. 7. Vortrag: Stickstoff. **31. Oktober:** Prof. Dr. Honcamp, Landwirtschaftliche Versuchsstation, Rostock i. M.: Nacherzeugnisse der Zuckerfabriken als Futtermittel.

Vortragsfolge des „Hausfrauenfunks" für Oktober. (Stunde der Hausfrau und Mutter.) Mittwochs nachm. von 3,40—4 Uhr. **16. Oktober:** Frau Toni Kuessner-Halle: Ist die Seidenraupenzucht als einträglicher Nebenverdienst anzusehen? **23. Oktober:** Frau Elli Heese, Berlin-Charlottenburg: Was tat die Landfrau mit ihren neuen Rechten? Ein Rückblick auf zehnjährige Arbeit! **30. Oktober:** Frau Käte v. Schulz, Berlin: Hausschlachtung.

Diplomaten in der Telephon-Zentrale.

Von Ethel Johnson.

Muß man immer nur Filmstars interviewen, um etwas Interessantes über den Film zu erfahren? Auch kleine Telephonistinnen können sehr wichtige Persönlichkeiten sein, besonders wenn sie in der Telephonzentrale eines Filmstudios sitzen. Ich hatte kürzlich eine sehr nette Unterhaltung mit Miß Mabel Bauman, der Leiterin der Telephonzentrale im Paramount-Studio in Hollywood, einer reizenden jungen Dame, die mit drei anderen, ebenso reizenden jungen Damen die telephonischen Verbindungen mit den Filmgewaltigen und Filmstars herstellt. Diese vier Telephonistinnen wissen eine Menge Dinge, über die sie nicht sprechen. Im Filmatelier geschieht so viel, was die Außenwelt nicht zu erfahren braucht, und der Telephonzentrale sind wichtige Geheimnisse bekannt, die nicht enthüllt werden dürfen. Sie sind ausgezeichnete Diplomatinnen, diese vier jungen Damen, deren Ohren für die verschiedenen Anrufe geschult sind und die das Vertrauen der Filmproduzenten, Regisseure und Filmsterne besitzen.

Das Amt der vier jungen Damen ist durchaus nicht leicht. Sie müssen gegen gutes Zureden, Schmeicheleien, Bestechungen, Flehen gewappnet sein. Manchesmal, wenn auch selten, geraten die Prinzipien von Miß Bauman und ihren Kolleginnen ins Wanken. So kam eines Tages eine Mädchenstimme durch das Telephon: „Bitte, o bitte, helfen Sie mir um Gottes willen, daß ich mit Adolphe Menjou sprechen kann. Ich weiß nicht mehr ein noch aus. Im Besetzungsbüro hat man mir gesagt, daß alles überfüllt ist. Ich bin aus Cleveland, wo auch Mr. Menjou gewohnt hat, und ich weiß, er wird mir helfen. Ich brauche Arbeit, denn es geht mir entsetzlich schlecht."

Miß Bauman machte eine Ausnahme, denn sie merkte, daß die Stimme die Wahrheit sprach. Sie notierte sich Namen und Adresse, erzählte die Geschichte dem Regisseur Victor Schertzinger, der den Menjou-Film „Das Konzert" inszeniert, und es wurde tatsächlich Beschäftigung für das Mädchen gefunden.

Auf der Insel Java gibt es mehr Gewitter als irgendwo auf der Welt. Dort soll es durchschnittlich 97 Gewittertage im Jahr geben, d. h. mit andern Worten: jeder vierte Tag bringt ein Gewitter.

Lob des Unzweckmäßigen.

Nippessachen in allzu überspannten zerbrechlichen Posen, ausgestopfte wilde Bestien und in Vitrinen verbannte exotische Erinnerungen, über die man manchmal in der Wohnung eines Weltenbummlers stolpert, gehören zu dem Unzweckmäßigen, das man mit gutem Gewissen in eine entlegene Rumpelkammer schaffen kann.

Es ist nämlich eine Grimasse des menschlichen Geistes, daß er durch allzuviel Erinnerungen und Erfahrungen nicht weiser wird, sondern stehen bleibt und Altersfalten bekommt. Kennen Sie den Forscher, den Gelehrten, den weitgereisten großen Mann, den weitgereisten kleinen Mann, der nicht nervös wird, wenn Sie es wagen, die Pointe seiner spannenden Abenteuer zu kennen, wenn Sie von seinen ausgestopften oder präparierten Erinnerungen auf Ihr Thema übergehen? Seine Erinnerungen umgeben ihn schützend wie eine chinesische Mauer und lassen keine fremden Ideen an ihn heran. Und je mehr er weiß und besitzt, desto größer ist die Versuchung, sich aus der unbequemen Gegenwart in die ruhmreiche Vergangenheit zu flüchten.

Aber es gibt neben diesen einschläfernden Unzweckmäßigkeiten andere, deren Notwendigkeit man predigen sollte. Man soll Menschen nicht mit praktischen Ratschlägen überfüttern ... Das Wundertier Technik wartet sowieso schon darauf, alle Phantasie zu verschlingen.

Wenn eine Frau Migräne hat, wird ein praktischer Ehemann, der an Medizin und Notwendigkeit des Zweckmäßigen glaubt, ihr Aspirin geben. Wer würde auf die naheliegende Idee kommen, ihr anstatt dessen einen Likör zu bringen, einen neuen Hut zu versprechen oder telephonisch Theaterkarten zu bestellen? Es fällt Männern im allgemeinen sehr schwer, zur rechten Zeit unpraktisch oder unlogisch zu sein. Jedenfalls sehen sie nicht ein, daß es ab und zu notwendig ist.

Es gibt Ehepaare, die so praktisch sind, daß sie sich die Köpfe über möglichst zweckmäßige Geschenke zerbrechen. Für diese Menschen sollte man ein Buch „Unpraktische Ratschläge" schreiben. Es ist möglich, daß man dringend Rotweingläser braucht oder eine Standuhr, aber es gibt einen Unterschied zwischen „schenken" und „anschaffen". Das Geschenk, das am meisten erfreut, ist das, das man im Schaufenster bewundert und nicht kauft, eben weil es nicht unbedingt notwendig ist.

Ich habe zu Hause ein ganzes Museum voller Reiseandenken, die den höchst unangebrachten Zweck erfüllen, mich daran zu erinnern, daß meine lieben Freunde an der Ostsee, im Riesengebirge und in den Alpen gereist sind. Aber soll ich mit dieser gleichgültigen Tatsache meine Briefe beschweren, meine Wände schmücken und mich dankbar erinnern, daß sie oben auf dem Brocken und auf der Burg von Edinbrugh an mich gedacht haben?

Bringen Sie Ihrer Freundin keine Leder- oder Filigranarbeiten aus Italien mit, aus denen sie nur ersehen kann, daß Sie die kunstvoll abgebildete Markuskirche oder den Dogenpalast bewundern. Bringen Sie ihr zum Beispiel irgendeine besonders aparte, moderne Kette. Sie hat zwar schon viel mehr, als sie unbedingt braucht, man kann diese Kette auch ebenso gut in Berlin oder Leipzig kaufen wie in Venedig. Aber sie weiß, daß Sie ihr eine Freude machen wollen, und diese Absicht soll ganz unabhängig davon sein, wo Sie gereist sind und wie Ihnen die einzelnen Sehenswürdigkeiten gefallen haben.

Fröhliche Ecke.

Sehnsucht. „Wie geht es ihrer Frau Gemahlin?"
„Danke — sie hat Sehnsucht nach ihrem zweiten Gatten."
„Sind Sie denn schon der dritte?"
„Nee, der erste!"

Der Berliner in Hamburg. „Wo jehts denn hier nachen Alsterpavillon?" fragte in barschem Ton ein Berliner.
Da sagte der Hamburger: „Ich werde es Ihnen gleich sagen; aber können Sie denn nicht etwas freundlicher fragen?"
„Nee," sagte der Berliner, „lieber verlof ick mir."

Verstehen Sie? „Das verstehe ich nicht," sagte die Mutter zur Tochter, „warum trägst du eigentlich nicht die schöne Unterwäsche, die ich dir zu Weihnachten geschenkt habe?"
„Oh," sagte die Tochter, „die spare ich mir auf für windige Tage."

Im Restaurant. „Ach, geben Sie mir bitte mal den Senf rüber."
„Sagen Sie es doch dem Kellner!"
„Ach, verzeihen Sie gütigst, ich habe mich geirrt."
„Ach, Sie hatten mich wohl für den Kellner gehalten?"
„Nein, für einen Gentleman."

Ein Lausejunge. Angehender Bräutigam zur Schwiegermutter:
„Gnädige Frau, so gut wie heute habe ich wirklich lange nicht gegessen!"
Da sagte das siebenjährige Fritzchen: „Wir auch nicht!"

Gedankensplitter. Ein Mann ist so alt, wie er sich fühlt, und eine Frau immer etwas jünger, als die Nachbarn von ihr behaupten.

„Niemand weiß, was wahrer Friede ist, bevor er nicht der Mann einer guten Frau gewesen ist. Hörst du, mein Sohn, gewesen ist!"